

Französische Libertinage – oder: Die Jugend lässt sich nichts sagen

Mädchen, er wird dein Mann, mein Neffe, mein Erbe, mein Gehülfe bei der Lesebibliothek; und damit Punktum.

Herr Vizekirchenvorsteher Staar, in: August von Kotzebue, Die deutschen Kleinstädter, 1. Akt, 5. Szene

I

Endlich war die bleiche Sonne des Winters den wärmenden Strahlen der ersten Frühlingstage gewichen. Lang und entbehrungsreich waren die kalten Monate gewesen – die Menschen hatten Tage wie diese herbeigesehnt. Die Wärme ließ die letzten Reste der verbliebenen Schneedecke dahinschmelzen, so dass lange Rinnsale die Hügel hinabflossen; die Vögel begrüßten mit lautem Gezwitscher die Rückkehr der Lebensfreude in Feld und Flur, und erste vorwitzige Blüten steckten ihre Köpfe aus dem Boden. Die Menschen fassten frischen Lebensmut und blickten erwartungsfroh nach vorn. Die ersten freundlichen Vorboten des Frühlings nährten bei den Menschen so die Hoffnung auf ein Ende des frostigen Winters und ein gutes Erntejahr, zumal die beiden Vorjahre nur mäßigen, zum Teil sogar schlechten Ertrag gebracht hatten.

Doch im Hause des Bürgermeisters war von diesem Aufbruch von Mensch und Natur nichts zu verspüren, viel eher schienen dunkle Gewitterwolken über dem Dach zu hängen. Denn die vorgesehene Hochzeit der Tochter Charlotte mit Johann Baptist Becker lastete schwer auf dem Gemüt von Carl Hofmeister, da das ‚Fräulein Tochter‘, wie er in diesem Zusammenhang zu sagen pflegte, sich widerborstig zeigte und sich dem väterlichen, wohlgemeinten Willen verweigerte. Immerhin war nach seiner Meinung die Zeit für eine Verehelichung gekommen – wenn sie sich noch lange zierte, hätte Charlotte zwanzig Lenze überschritten und würde noch als alte Jungfer enden.

Sie war das einzige Kind der Familie; vielleicht war der Vater deshalb so um ihr Wohl besorgt. Die beiden Söhne hatten sie im zarten Alter von 1 und 3 Jahren innerhalb weniger Monate verloren, als die zurückflutenden geschlagenen französischen Truppen den Typhus in die Region eingeschleppt hatten. Wenige Familien im Ort hatten einen so schweren Verlust wie Carl Hofmeister und seine Frau Hedwig tragen müssen. Nur im nahen Mainz hatte der Tod noch reichere Ernte gehalten. Nun ruhte auf der jungen Tochter die Last, das väterliche Erbe fortzuführen.

„Der Johann ist die beste Partie, die Charlotte haben kann; er bringt Wiesen, Äcker und die guten Wingerte am Sonnenhang mit in die Ehe. Zusammen mit unseren Ländereien gibt das ein schönes Anwesen“, hatte er zu Hedwig, seiner Frau, immer wieder zur Begründung gesagt. „Charlotte hätte ein sorgenfreies Leben und könnte sich ganz um das Haus und ihre Kinder kümmern – mein Bruder Christoph wird Johans Wein schon gut verkaufen! Außerdem kann

Johann, wenn meines Bruders Kräfte schwinden, auch in den Weinhandel einsteigen.“

Denn Christoph Hofmeister führte das renommierte elterliche Weinhandelshaus in der Großen Bleiche zu Mainz. Der Bürgermeister hatte eine stille Teilhaberschaft behalten, da er zwar das Geschäft unterstützen, sich aber lieber auf das beachtliche Landgut, das Hedwig in die Ehe eingebracht hatte, beschränken wollte. Doch einmal in der Woche schaute er bei seinem Bruder vorbei und nutzte die Gelegenheit zu manchen Besorgungen in der Stadt. Außerdem holte er sich die zum Handelshaus expedierten Ausgaben der Frankfurter Ober-Post-Amts-Zeitung ab, um mit dem Weltgeschehen, das die Mainzer Zeitung als örtliches Blatt oft nur streifte, Schritt zu halten.

Manchmal trauerte er den Zeiten nach, in denen er öfter die Stadt hatte aufsuchen, ja sogar bisweilen einen Vortrag im Verein für Literatur und Kunst oder ein Theaterstück hatte genießen können. Doch sein Amt als Bürgermeister hatte immer mehr Zeit beansprucht und ihn an den Ort gebunden. Immerhin hegte er die Hoffnung, das entstehende Theater in Mainz nach seiner Eröffnung einmal aufsuchen zu können. Hedwig waren ohnehin die Vergnügungen der Stadt keine Herzensangelegenheit; außerdem musste sie sich vermehrt um den Hof kümmern, seit Carl als Bürgermeister amtierte. Carl wischte diese Erinnerungen meist rasch weg – denn in seinem Amt fand er nicht nur eine große Befriedigung sondern auch die Anerkennung der Menschen im Ort. So würde er – seine stille Hoffnung – so wie sein seliger Vorgänger noch lange im Gedächtnis bleiben, wenn sein Erdenweg dereinst endete.

Hedwig hatte bei jeder Erwähnung der Zukunftspläne für Charlotte nur kurz von ihrer Wiener Zeitschrift für die Frau, die Christophs Gemahlin Pauline abonniert hatte und großzügig danach der Schwägerin überließ, aufgeblickt und still geseufzt, was Carl – nicht zu Unrecht – als stummen Protest verstand. „Das Kind ist noch so jung, ist noch keine zwanzig Jahre; wir sollten sie doch nicht zu etwas drängen, wozu sie noch nicht bereit ist“, versuchte Hedwig abzuwiegeln. Aber ihr Gatte war ungeduldig. Zwischen ihm und dem alten Jean Becker, Johann Baptists Vater, war schon längst alles ausgemacht – dennoch: die Meinung der Familie Becker konnte sich auch ändern. Charlotte war nicht die einzige interessante Partie im Ort und der Umgebung.

Carl argwöhnte überdies, dass Hedwig offensichtlich mehr als er über Charlottes Unwillen wusste; sie war aber nicht dazu zu bewegen, ihm die Ursache ihrer Zurückhaltung zu nennen. Auf die früher so unbeschwerten Abende am Kaminfeuer hatte sich daher eine gewisse Beklemmung gelegt, zumal die eigentlich recht muntere Charlotte meist schweigend an einer Stickerei saß oder lustlos in einem Roman mit dem typisch weiblichen Titel „Der Schmerz der Liebe“ blätterte.

Der gestrige Abend hatte nach einer erneuten Auseinandersetzung zwischen den Eheleuten daher recht unfroh geendet. Mit der Bemerkung „mache Du, was Du für richtig hältst“ hatte sich Hedwig zur Nachtruhe verabschiedet – nicht ohne

allerdings hinzuzufügen: „Du wirst schon sehen, was uns daraus erwächst.“ Danach war sie vernehmlich ins Obergeschoss geschritten. Carl ärgerte sich, dass ihm darauf keine passende Entgegnung einfallen wollte. Mit dem Gefühl, mit ihren Worten ins Unrecht gesetzt worden zu sein, blieb er im Zimmer sitzen, holte sich aber nach kurzer Zeit eine Flasche vom Guten aus dem Keller und leerte sie bis zur Neige.

II

Carl hatte – trotz oder wegen des Weines – eine ziemlich unruhige und von wirren Träumen begleitete Nacht verbracht. Hedwigs Schlussworte klangen ihm auch nach dem Erwachen nur zu deutlich in den Ohren. Reichlich gerädert und mit einigem Kopfschmerz begab er sich in sein häusliches Kontor im Erdgeschoss. Sein Zustand war auch an seinem Äußeren zu erkennen, denn der Schnurrbart war noch etwas außer Form, auch die Hausweste saß leicht schief. Unvorsichtigerweise hatte er Hedwig gestern verkündet, dass er an diesem Morgen Charlotte seine Entscheidung mitteilen wolle. Man konnte nicht sagen, dass er dafür bestens präpariert war. Aber irgendwie wollte er die Dinge zum Ende bringen. Lange genug war über Charlottes Zukunft im Hause geredet worden. Hatte nicht schon der alte Preußenkönig gesagt „wir sollen handeln, nicht philosophieren“! Doch die „Damen des Hauses“ – wie er in ärgerlichen Momenten zu sagen pflegte – fanden immer neue Ausflüchte, um diese Sache wieder und wieder aufzuschieben. Damit musste endlich Schluss sein!

Er hatte Charlotte durch Anna, die Magd des Hauses, in sein Arbeitszimmer rufen lassen. Als die junge Frau endlich – der Bürgermeister hatte sehr wohl gemerkt, dass sie bewusst einige Zeit verstreichen ließ – den Raum betrat, hatte er ihr ohne lange Vorrede mitgeteilt, dass er entschieden habe den Hochzeitstermin für Martini anzusetzen. Allerdings hatte seine Stimme nicht die Festigkeit, die er als gestrenger Vater eigentlich für notwendig hielt. So sprach er mit leicht belegter Zunge. „Dann bist du bald 20 Jahre alt, alt genug für die Ehe.“ Charlotte starrte ihn entgeistert an. „Vater“, begann sie schluchzend, „willst Du mein Verderben? Soll ich freudlos an der Seite dieses“, sie suchte das rechte Wort, „mürrischen, unansehnlichen Kerls mein Leben fristen? Wer kann diesen ungehobelten Landmann überhaupt leiden? Schon von weitem geht ihm der Duft des Schweinestalls voraus – so einer soll mich in seine Arme nehmen?“

Carl zog die Augenbrauen zusammen. Das hatte er nun schon so oft gehört. Ihm reichte es. Zudem dröhnte sein Kopf. Heftiger als vielleicht gewollt schnitt er Charlotte das Wort ab: „Der junge Mann arbeitet hart – und auf dem Land riecht ein jeder, der sich nicht mit Duftwässern besprengt, eben auch nach Landarbeit. Ich habe die Sache so bestimmt, meine Tochter! Dabei bleibt es – schlag` dir alle anderen Flausen aus dem Kopf!“ Das junge Mädchen hatte noch etwas erwidern wollen, doch der Vater schlug mit der Faust auf den Tisch und seine Stimme wurde ziemlich laut, lauter als er eigentlich wollte: „Kein Hesitieren (in Erregung verfiel er noch oft ins Französische) mehr, mein Fräulein! Morgen gehe ich zum alten Becker, um unseren Handel zu besiegn.“

Heulend und mit den Worten „Warum nur bin ich geboren – wenn mein Schicksal so düster sein soll!“ war Charlotte aus dem Zimmer gestürzt und hatte sich in ihrer Kammer eingeschlossen. Jungmädchenallüren und unnötige Theatralik, dachte der Bürgermeister bei sich. Wollte sich das junge Ding gar als beklagenswertes Opfer väterlicher Willkür aufspielen? Das waren bestimmt die schädlichen Auswirkungen jener Romane, die sich Hedwig von Zeit zu Zeit schicken ließ. Hatte er nicht kürzlich die *Liaisons Dangereuses*, jenes verderbte Werk dieses Franzosen, dessen Name ihm nicht einfallen wollte, auf Hedwigs Nachttisch gesehen?

Er dachte zurück: Hedwig und er waren doch in gleicher Weise vermählt worden; hatten sie sich gegen ihre Eltern aufgelehnt? Hatten sie nicht in den Jahren zueinander gefunden? War ihre Ehe nicht wohl geraten? Der Bürgermeister dankte es seinem Vater manchmal im Stillen, dass er ihm die Grillen ausgetrieben hatte, eine glutäugige Spanierin heimzuführen, die mit den französischen Truppen in den Ort gekommen war. Er war ganz vernarrt in die Frau gewesen und blind dafür, welchen Standes sie war. Sie hatte ihn, damals noch ein wahrer Grünschnabel, geradezu am Gängelband geführt, bis – zu seinem Glück – die Franzosen mit der Spanierin abzogen. Die *Liaison* hätte gewiss zu keinem guten Ende geführt. Gewiss, Johann Baptist war kein Adonis – anders als er selbst, der in jungen Jahren ein schmuckes Aussehen sein eigen nennen konnte. Aber kam es auf das Äußere an – sollten nicht vielmehr die inneren Werte, allem voran die Rechtschaffenheit, zählen?

Auch die jungen Leute würden und müssten sich mit der hergebrachten Sitte der Väter arrangieren. Es war an der Zeit den libertären Gedanken aus der Franzosenzeit ein Ende zu bereiten. Zufrieden, dass er nun einen Schlussstrich unter die leidige Angelegenheit gezogen hatte, setzte er sich an seinen Arbeitstisch und nahm sich einige unbeglichene Pacht-Rechnungen vor. Die milde Frühlingssonne, die auf die ausgebreiteten Papiere schien, besänftigte ein wenig den Aufruhr in seinem Schädel. Von der lästigen Pflicht befreit konnte er sich jetzt auch auf seine Obliegenheiten konzentrieren: Er wollte gleich heute noch Mahnungen an säumige Pächter senden.

Es waren ohnehin meist die Gleichen, die nicht pünktlich zahlen wollten. Er kannte die Ausreden zur Genüge: Entweder waren Frau und Kinder krank, eine dürftige Ernte oder ein geschäftliches Missgeschick verhinderte eine rechtzeitige Tilgung der Schuld. Was aber ging ihn das an? ‚*Pacta sunt servanda*, daran sollte man bei jedem Geschäft denken‘ pflegte er den Bittstellern zu sagen. Er sei auch nicht so wohlhabend, dass er es sich leisten könne *ad kalendas graecas* zu warten. Meistens hatte er damit dann auch Erfolg, zumal er andeutete, dass sein Bruder den Betreffenden möglicherweise künftig ihren Wein nicht mehr abnehmen werde. Die Provinz biete viele Möglichkeiten, Lieferanten auch in anderen Orten zu finden. Denn die aufstrebende Beamtenschaft, aber auch erfolgreiche Unternehmer dürste es nach gutem Wein.

Der forsche Ton, den er in solchen Schreiben anschlug, sollte die ökonomischen Nöte in der Familie verbergen. Denn das Handelsgeschäft war seit geraumer Zeit

gar nicht mehr so einfach. Zwar hatte das Großherzogtum durch die vor einigen Jahren getroffenen Vereinbarungen mit Preußen die Zollgrenzen gen Norden beseitigt – ins Westfälische konnten sie daher nun besser und günstiger liefern. Aber gen Süden machten die süddeutschen Zölle den Händlern das Leben schwer – schon ins bayerische Aschaffenburg zu liefern war nahezu unmöglich. Vor Jahren schon hatte ein Professor aus Tübingen für die Abschaffung der Zollgrenzen in Deutschland geworben. Aber die Herrschenden ließen diesen Mahnungen ja nur zu selten Taten folgen! Doch statt sich um die großen Dinge im Lande zu kümmern, musste er sich mit den Empfindlichkeiten des Fräulein Tochter herumschlagen ...

III

Die Miene des Bürgermeisters verdüsterte sich als Hedwig den Raum betrat. Wenn sie um diese Zeit erschien, bedeutete das zumeist nichts Gutes. Er blickte auf: „Was gibt es denn so Wichtiges?“, brummte er. „Wenn deine Tochter nicht wichtig ist, dann kann ich ja wieder gehen!“ Auf diesen etwas schnippischen Ton wusste der Bürgermeister nie eine rechte Antwort. „Nun gut, was ist mit ihr? Ich habe ihr gesagt, dass an Martini geheiratet wird!“ „Das ist es ja“, Hedwig setzte ein mütterlich besorgtes Gesicht auf. „Das Kind ist kreuzunglücklich. Sie will den jungen Becker nicht.“ Carl wurde ärgerlich: „Und, was ist falsch an dem Burschen? Er ist fleißig, außerdem gut katholisch – unsere Güter passen wunderbar zusammen. Und: Er ist Alleinerbe des alten Becker, den Philipp will der Alte abfinden. Nur unser Fräulein Tochter ziert sich!“ „Sie kann ihn nun mal nicht leiden“, erwiderte Hedwig, „er blickt nicht freundlich, wenn er mich überhaupt einmal ansieht, das sagt sie über ihn! Sie ist keine Marie Luise, die aus Familienraison heiratet – und der Johann Baptist ist wahrlich kein Napoleon!“

Der Bürgermeister lief rot an, so dass Hedwig schon um sein Herz fürchtete und ihn zu beruhigen suchte. Rasch setzte sie hinzu: „Du musst es doch selbst zugeben, dass der Junge reichlich verschlossen ist. Er bringt nur wenige Worte heraus und – hast du ihn schon jemals lachen sehen?“ Ihr Gatte schnaubte ärgerlich. „Was soll das?“ Er redete sich jetzt in Rage und wischte mit einer Handbewegung die Papiere, die er eben noch bearbeitet hatte, vom Tisch. „Was heißt hier verschlossen? Der Bursche schafft wacker und hält schon jetzt den Wingert und die Äcker seines Vaters in bester Ordnung. Außerdem poussiert er nicht mit anderen Mädchen und tut ihnen schön. Was will das gnädige Fräulein denn noch? Habe ich damals ‚freundlich geguckt‘, wenn du mich gesehen hast?“ Hedwig druckte ein wenig herum, sie rang ganz offensichtlich mit sich: „Carl, das waren andere Zeiten; außerdem hast du zumindest auch herzlich lachen können. Es ist ... wie soll ich es sagen ... es gibt ...“ Carl fuhr dazwischen: „Einen anderen ...?!“ Seine Adern waren geschwollen und drohten fast zu platzen. „Wer soll denn der ‚Auserwählte‘ sein?“

Hedwig wartete einen Moment, damit ihr Mann zumindest Luft holen konnte. Doch es musste jetzt gesagt sein. „Beruhige dich doch, Carl, versuche wenigstens einmal zuzuhören.“ Er setzte sich wieder: „Na schön, ich will brav zuhören – aber erwarte nicht, dass ich der Widerspenstigen irgendetwas

durchgehen lasse!“ Hedwig atmete tief ein. „Es ist ein junger Handlungsreisender...“ der Bürgermeister sprang schon hoch, sank aber wieder auf seinen Stuhl, als er Hedwigs mahnendem Blick begegnete. „Bitte ...“, sagte er fast schon resignierend und machte eine ausladende Handbewegung. „Der junge Mann heißt Friedrich und stammt aus dem Odenwald, ist jetzt aber in Mainz wohnhaft. Er vertreibt Arzneimittel aus der Merckschen Engel-Apotheke in Darmstadt. Daher ist er häufiger hier in der Gegend. Mehr weiß ich auch nicht – vielleicht solltest du doch einmal in Ruhe mit Charlotte reden, damit du ein wenig ihren Seelenzustand kennenlernst.“

Carl musste sich schon sehr zügeln, um nicht wieder aufzubrausen: „Jetzt sag' nur noch, dass er ein Evangelischer ist!“ Hedwig nickte. „Ich glaube schon.“ Der Bürgermeister holte tief Luft. „Soso, das Fräulein Tochter verguckt sich in einen Quacksalber, der zu allem Überfluss auch noch Lutheraner ist. Das ist ja eine feine Melange! Und was soll dann aus ihren Kindern werden? Und du, du tolerierst auch noch, dass Charlotte mit diesem Quacksalber schön tut?“ Hedwig schüttelte den Kopf: „Carl, ich habe das erst für eine kurze Schwärmerei gehalten, aber das Kind hat sich jetzt in diese Amourette (auch Hedwig hatte das Französische noch nicht ganz abgelegt) hineingesteigert. Mit Härte erreichst du gar nichts - vielleicht hörst du dieses Mal auf eine weibliche Stimme.“

Der Bürgermeister brummte etwas Unverständliches, das als Zustimmung wie als Missbilligung gedeutet werden konnte. Er stand auf und klaubte die Schriftstücke vom Boden, die er zuvor so verärgert fortgewischt hatte. „Ich brauche jetzt einen Gang an der frischen Luft“, verkündete er, „und dann gehe ich auf zwei Stunden aufs Amt!“ Er streifte sich den Gehrock über, nahm Hut und Stock, nicht ohne dass Hedwig seine Kleidung noch etwas richtete und verließ schnaufend das Haus. Seine Frau stand derweil im Alkoven und rang die Hände. Ein ums andere Mal sandte sie einen flehenden Blick nach oben: ‚Herr, lass alles gut werden, dass unsere Familie zusammenhält‘ murmelte sie vor sich hin. Sie stieg die Treppe hinauf und drückte die Klinke zu Charlottes Zimmer – doch die Tür war verschlossen. Ängstlich rief sie nach ihrer Tochter, doch statt einer Antwort hörte sie nur ein lautes Schluchzen. Sie versuchte ihr gut zuzureden, aber es war vergebens. Bedrückt ging sie in die Stube, um ihre Näharbeit fortzuführen – aber ihre Hand zitterte so stark, dass es ihr nicht gelang, den Faden in das Nadelöhr zu bringen.

IV

Hier mag es geboten sein, die Personen des häuslichen Dramas näher zu beschreiben. Carl Hofmeister, ein Mann in den späten Vierzigern, hatte noch immer eine stattliche Figur, wenngleich sein Corpus nicht mehr schlank wie noch zu Zeiten seiner Eheschließung war. So mussten Hosenträger seine Beinkleider in züchtiger Höhe halten. Das Haupthaar war etwas schütter und zeigte bereits erste graue Streifen. Dafür zierte sein Gesicht ein ehrfurchtgebietender Schnurrbart. Er zeigte noch kaum Anzeichen des Alters, neigte allerdings bisweilen zu einer gewissen Kurzatmigkeit und zu starkem Blutfluss, weshalb ihn

Friedrich Rehbacher, der Apotheker aus dem größeren Nachbarort, von Zeit zu Zeit zur Ader ließ.

Er sprach dem Weine wacker zu, bisweilen gönnte er sich eine Zigarre. Allerdings klagte Hedwig oft über den kalten Rauch, der am Morgen in der Stube hing. Daher schmauchte er vor allem im Wirtshaus. Sein Wesen war im Grunde friedfertig, Streit suchte er selten. So war er im Amte auch auf Ausgleich und die Vermeidung von Hader bedacht, doch konnte er – wie gerade gesehen – in der häuslichen Gemeinschaft auch leicht erregbar sein. Rehbacher gab ihm – selbstverständlich nur aus medizinischer Sicht – mehr als einmal den guten Rat, auch im Privaten mehr Contenance walten zu lassen. Doch dem Bemühen folgte nicht immer auch das entsprechende Verhalten.

Seine Gemahlin Hedwig war nur wenig jünger als er, bei der Eheschließung war sie kaum älter als Charlotte gewesen. Sie hatte sich die schlanke Figur ihrer Mädchenzeit ebenso erhalten wie die feinen Gesichtszüge, die sie offensichtlich ihrer Tochter vererbt hatte. Sie waltete sorgsam im Haushalt und packte wo nötig auch selbst mit an. Da sie eine gewisse Schulbildung genossen hatte, konnte sie Carl bei den Geschäften rund um den Hof behilflich sein. Auch wenn es damals keine Liebesheirat gewesen war – auch sie hatte manchen heimlichen Schwarm gehabt, der meist aber rasch verflog – so war sie mit ihrem Schicksal zufrieden, wäre ihr Gemahl nur nicht so eigensinnig in manchen Dingen.

War Carl der Geselligkeit durchaus zugetan – eine Eigenschaft, die für sein Amt zweifellos unerlässlich war – so liebte Hedwig eher die häusliche Ruhe. Sie pflegte daher nur bisweilen Umgang mit den Frauen des Ortes oder ihren Verwandten und strebte nicht nach Zerstreung in der nahen Stadt. Das wurde ihr indes nicht als Dünkel (wie: „Frau Bürgermeisterin trägt die Nase hoch“) ausgelegt. Denn diese Attitude war ihr seit jeher eigen gewesen. Zudem wusste jeder im Ort, dass Hedwig keineswegs untätig im Sessel verweilte. Sie war es zufrieden, wenn in Familie und Haus alles zum Besten stand. Das Beharren ihres Gatten auf dem Heiratsprojekt konnte aber auch sie in Wallung bringen.

Das junge Mädchen, Frau mochte man sie noch kaum nennen, glich in Vielem der Mutter. Charlotte war schön, so dass ihr viele nachschauten, wenn sie ihres Weges ging. Sie war schlank, doch zeichneten sich ihre weiblichen Reize – gewiss in züchtiger Form – bereits in zarten Proportionen ab. Sie hatte braunes, schulterlanges Haar, das sie jedoch meist zu einem Zopf geflochten trug. Ihre Kleidung war einfach; nur ein Brusttuch oder einige farbige Bänder verrieten eine gewisse Koketterie. Charlotte war eigentlich heiteren Gemüts und hatte sich noch die fröhliche Unbefangenheit der Jugend bewahrt. Doch die Aussicht auf eine grausame Zukunft in der von den Vätern ausgehandelten Ehe, lastete wie ein Mühlstein auf ihren Schultern, so dass sie seit Wochen trübsinnig und verschlossen war.

Wie ihre Mutter hatte sie eine gewisse Bildung über einen Hauslehrer erfahren. Doch die Mutter hatte ebenso darauf geachtet, dass auch die Tochter im Haushalt anpackte. So griff Charlotte beherzt zu, wenn Anna, die Magd im

Hause, bei der Arbeit Unterstützung brauchte und war sich nicht zu schade mit dem Putzlappen oder dem Besen Küche und Stube rein zu halten. So hatte Charlotte gute Voraussetzungen, um dereinst eine tüchtige Hausfrau zu werden – allerdings wollte sie die Bildung des Geistes auch dann nicht missen. Das war gewiss einer der Gründe, warum sie Johann Baptist so entschieden von sich wies.

Dieser junge Mann, bisher nur im Hintergrunde erschienen, war etwas mehr als zwanzig Lenze alt und ein fleißiger Besorger des väterlichen Gutes. Vom Land- und Weinbau verstand er trotz seiner Jugend schon außerordentlich viel, andere, gar geistige Interessen, waren ihm jedoch vollkommen fremd. Er war groß, hochaufgeschossen, ja ein wenig hager. Er trug auch an den Sonntagen derbe Hosen und – je nach Jahreszeit – über dem Baumwollhemd eine Jacke aus grau gefärbter Wolle. Seine fülligen Haare waren leicht gelockt aber, schon der Arbeit wegen kurz geschnitten.

In seinem Auftreten und Verhalten wirkte er oft linkisch, gegenüber weiblichen Personen – so sie nicht schon höheren Alters waren – sogar ausgesprochen schüchtern. Die tiefliegenden Augen verliehen ihm etwas Düsteres – in Gesellschaft schien er sich nicht wohlzufühlen. Wenn es nicht um die Äcker oder die Reben ging, brachte er kaum ein Wort hervor. Er war gewiss kein schlechter Kerl – aber die Mädchen im Ort machten um ihn einen großen Bogen.

V

Carls Gang führte ihn zunächst in seinen Wingert. Die Reben machten einen guten Eindruck; gleichwohl zupfte er hier ein altes Blatt heraus, bog einen vorwitzigen Trieb zurecht und entfernte einiges Unkraut am Boden. Aber für die eigentliche Arbeit war er nicht gekleidet, zudem war es noch zu früh im Jahr, so dass er langsam dem Amtsbureau zuschritt. Dort angekommen, empfing ihn der Ratsdiener Alfred, ein an der Schwelle des Greisenalters stehender Mann, der schon in der Franzosenzeit Dienst getan hatte. Hofmeister übergab ihm Hut, Stock und Rock und betrat das im Erker befindliche Dienstzimmer. Dort saß der Schreiber Theophil Hufschmid, der sich eifrig über seine Papiere beugte, als er die Stimme des Bürgermeisters vernahm. „Was gibt es, Theophilus?“, fragte der Bürgermeister, der sich stets dieser altertümlichen Anredeform bediente. Der Schreiber hob den Kopf: „Nur ein Schreiben aus der großherzoglichen Kanzlei, in dem man uns an die Neuwahl des Ratsdrittels erinnert, Herr Bürgermeister.“

„Als ob wir nicht schon selbst daran gedacht haben“, sagte der Bürgermeister ärgerlich, seine schlechte Laune nur mühsam verbergend. Aber so waren sie eben die Kanzlisten in ihren fernen Schreibstuben. Sie meinten alle kommandieren zu müssen, ganz so als wäre ohne sie im Land gar keine Ordnung. Er nahm den Brief in die Hand.

An die Bürgermeisterei ..

Im Canton ..

Unter Bezug auf Artikel 27 des Gesetzes die Gemeindeordnung betreffend vom 30. Juni 1821 verweise ich auf das Erfordernis, für die zu Johannis austretenden

Mitglieder des Gemeinderates Nachfolger zu bestimmen. Nach Satz 2 desselben Artikels können die bisherigen Mitglieder erneut gewählt werden. Ich bitte darauf zu achten, dass nach Artikel 25 Satz 2 des Gesetzes jede einzelne Gemeinde mit mindestens einem Mitglied im Gemeinderat vertreten ist. Außerdem ist nach Art. 24 Satz 3 des Gesetzes sicherzustellen, dass ein Drittel des gesamten Rates aus der höchst besteuerten Hälfte der Wählbaren gebildet ist.

Über den Wahlgang und dessen Ergebnis ist mir auf dem Dienstweg Bericht zu erstatten.

Darmstadt, den 3. Mai 18..

Freiherr du Bos du Thil

ausgefertigt Kleinschmidt, Sekretär

„Nun, das kennen wir doch schon – aber ist es nicht aufmerksam von unserer Regierung, uns so sicher durch die Paragraphen zu leiten?“ Theophil Hufschmid wusste, was von ihm jetzt erwartet wurde. Pflichtschuldigst antwortete er: „Gewiss, Herr Bürgermeister“, er machte eine kleine Pause, „nur, ich sehe eine kleine Schwierigkeit. Das Mitglied des Rates, der Herr Gutsbesitzer Konrad Weißgerber hat bereits das 64. Jahr erreicht. Ich fürchte, dass er nicht noch einmal zur Verfügung stehen wird.“ „Nun“, entgegnete der Bürgermeister, „dann brauchen wir eben jemand anderen. Das wird doch nicht so schwer sein, oder?“

Der Schreiber wiegte seinen Kopf bedenkend: „In gewisser Weise schon, Herr Bürgermeister. Der Herr Gutsbesitzer gehörte zur höchst besteuerten Hälfte der Bürger in unserer Bürgermeisterei. Bedauerlicherweise gibt es nur sehr wenige, die zu dieser Gruppe rechnen und Bereitschaft zeigen sich für den Gemeinderat zur Verfügung zu stellen. Vielleicht ist ein größeres Revirement erforderlich.“ Der Schreiber war jetzt ganz in seinem Element. Er wusste, dass sein Vorgesetzter an diesen Feinheiten des Gesetzes wenig Gefallen fand. Im Grunde würde er selbst die Personen bestimmen, die für die Wahl infrage kamen. Der Bürgermeister würde selbstverständlich diese dann offiziell in seinem eigenen Namen um ihr Einverständnis ersuchen.

„Übrigens“, der Schreiber setzte eine wichtige Miene auf, „der Dorfschmied Richter hat die üblichen Einwände gegen den Jahresbericht des Bürgermeisters gemacht. Er bemängelt erneut die Kosten für den Unterhalt der Bürgermeisterei. Ich habe gehört, dass er sich auch als Kandidat für den Gemeinderat ins Gespräch gebracht hat.“ Carl stöhnte. Diesen Freigeist und verkappten Jakobiner brauchte er im Gemeinderat bestimmt nicht, aber die Meldungen aus Frankreich über den Sturz des Hauses Bourbon und über den neuen ‚Bürgerkönig‘, wie er genannt wurde, waren für einen vom Schläge des Dorfschmieds natürlich Wasser auf dessen Mühlen. „Gut, gut“, wiegelte er ab, „den Herrn Malcontent kennen wir schon zur Genüge. Er wird schon nicht die Revolution in D. ausrufen. Wir sollten in den nächsten Wochen die alljährliche Gemeinderatssitzung vorbereiten. Dann ist erst einmal Sommer und es ist genug auf Feld und Flur zu schaffen.“

Es wäre gewiss ungerecht, aus diesen Worten auf eine reaktionäre Gesinnung des Bürgermeisters zu schließen. Er war in Maßen liberal und lehnte die strenge Zensur oder autoritäres Reglement entschieden ab. So verkehrte er auch freundschaftlich mit dem liberalen Abgeordneten der hessischen Landstände aus der Nachbarschaft, Heinrich Joseph Wieger. Doch an den Grundfesten der bestehenden Ordnung wollte er nicht rütteln. Umsturzideen gar waren ihm zutiefst zuwider. Auch die nationalen Ideen betrachtete er mit Skepsis. ‚Dann landen wir unter der Knute Berlins oder Wiens‘ war seine übliche Entgegnung, wenn wieder jemand schwärmerisch die ‚teutsche Einheit‘ beschwor.

„Da ist noch etwas“, fuhr der Schreiber fort. „In der Mainzer Zeitung wird wieder berichtet, dass es in Darmstadt Überlegungen gibt unsere cantons aufzulösen und nach preußischem Vorbild Kreise einzurichten.“ Carl Hofmeister wurde ungeduldig, er blickte aus dem Fenster auf die Kirchturmuh. „Typische Bürokratenpielereien“, tat er die Nachricht ab. „Das Hergebrachte ist doch gut genug – aber wahrscheinlich suchen einige Herren in Darmstadt neue Pöstchen, die wir bezahlen dürfen. Sie sollten sich lieber um die verruchten Zölle kümmern. Ein großer Zollverein aller deutschen Lande wäre doch ein lohnendes Ziel!“ Der Schreiber murmelte beifällig und vertiefte sich wieder in seine Arbeit. Er kannte das Lieblingsthema seines Bürgermeisters. Aber hier, in ihrem kleinen Ort, würden sie den Gang der hohen Politik bestimmt nicht beeinflussen. Doch solange der Bürgermeister sich solchen Phantastereien hingab, mischte er sich jedenfalls nicht in das alltägliche Kanzleigeschäft.

Carl war sich im Klaren, dass der Schreiber mit ihm gewiss nicht über die große Politik disputieren würde. Dafür war er viel zu sehr Beamtenseele und vorsichtig. Seit in Paris die Bourbonen gestürzt waren und die Südprovinzen sich von den Vereinigten Niederlanden losgesagt hatten, war allzu forsches Politisieren auch im Großherzogtum nicht ungefährlich. Unruhen im Norden des Landes waren im Keime erstickt worden, während das benachbarte Kurhessen sogar die Hilfe des bayerischen Militärs in Anspruch nehmen musste, um der aufständischen Bewegung Herr zu werden.

Es war kurz vor Mittag, bis zum Mittagstisch daheim hatte Carl noch ein wenig Zeit – außerdem war im Moment seine Neigung sich den häuslichen Auseinandersetzungen zu widmen äußerst gering. Das war daher durchaus eine gute Gelegenheit, auf einen Sprung im Gasthaus „Zum Lindewirt“ vorbeizuschauen, um sich nicht mehr mit Ratsdritten, Steuerklassen, Opponenten oder irgendwelchen Reformen, die sich Bürokraten in der Hauptstadt ausgedacht hatten, befassen zu müssen. Er ließ sich von Alfred Gehrock, Hut und Stock geben, warf den Rock, da die Sonne doch schon gut wärmte, über den Arm und verließ mit einem „gut, gut – da wird noch viel Wasser den Rhein hinunterfließen!“ die Bürgermeisterei.

VI

In ihrer Kammer eingeschlossen hatte Charlotte zunächst den Tränen freien Lauf gelassen. Sie malte sich ein Leben an der Seite des übellaunigen Johann Baptist

in den schwärzesten Farben aus. Umgeben von einer Kinderschar in freudloser Geschlechtlichkeit gezeugt wäre sie wie die meisten Ehefrauen an das Haus gefesselt. Nur in Büchern würde sie – und auch das nur, wenn es ihr gestattet war – ihren Träumen nachhängen können. Sie mochte sich die lieblosen Berührungen des auserkorenen Gatten, die eine Ehefrau zu erdulden hatte, nicht vorstellen. Denn zärtliche oder hehre Gefühle waren bei dem jungen Becker wohl nicht zu erwarten, ihr grauste vor der Vorstellung, dass es ihm jemals gestattet wäre sie anzufassen. Er hatte ihr ja nicht einmal anständig den Hof gemacht sondern darauf vertraut, dass die Eltern die Vereinigung schon richten würden.

Sie trocknete ihr nasses Gesicht und schaute verträumt aus dem Fenster. Ihr Geliebter erschien ihr wie ein Märchenprinz – und doch: Beklemmung ergriff sie, wenn sie an Werther dachte, der ein so schreckliches Ende genommen hatte. Dann sah sie ihren Friedrich im Traumbild in seinem Blute dahinscheiden, unerfüllt in dem Verlangen, sie, Charlotte, gewinnen zu können. Ein stummer Schrei entrang sich ihrer Brust – warum nur wollte der Vater sie nicht verstehen? Er dachte nur an das Geschäftliche, bei dem sie wie ein beliebiges Handelsgut eingesetzt wurde: Hübsche Tochter gegen Ländereien und Geschäftsnachfolge. Ja, sie hatte diesen Handel wohl durchschaut. Wie aber würde es ihr in 10 oder 20 Jahren sein? Sie musste sich nur im Ort umschaun. Wenn sie Glück hatte, wäre ihr Gemahl ihr gegenüber jedenfalls nicht gewalttätig. Aber wer vermochte in des jungen Beckers Kopf hineinzusehen?

Sie griff sich Rousseaus „Nouvelle Heloise“ aus ihrer Kommode, die sie sorgsam vor dem Vater verborgen hielt, und las noch einmal die letzten Seiten. Die Heldin Julie hatte sich der Konvention ergeben und ihrer eigentlichen Liebe entsagt. Hätte sie die Kraft zu einer solchen Selbstverleugnung? Wäre da nicht ein früher Tod, der auch Julie am Ende erreicht, nicht das bessere Ziel für sie selbst? Wäre der Gang in ein Kloster nicht eine Rettung? Wäre da nur nicht das Pflichtbewusstsein gegenüber den Eltern. Warum hatte sie keine Geschwister, mit denen sie die Last, sich um die Eltern zu sorgen, teilen könnte?

Plötzlich drangen andere Gesichte vor ihr Auge. Sie sah sich in anderen Umständen mit einem Kind gezeugt von Friedrich unter dem Herzen. Aber Friedrich verleugnete das Kind und ließ sie allein mit ihrer Schande. Dann konnte sie nur dankbar sein, wenn einer der Geringsten sich ihrer erbarmte. Hatte nicht Abaelard einst gegen die wahre Heloise so gehandelt? So sehr sie sich nach Friedrich sehnte – den letzten Schritt würde sie vor einer Hochzeit auch ihm nicht gewähren. Endlich fiel sie in einen sanften traumlosen Schlummer, aus dem sie erst das leise Klopfen ihrer Mutter weckte, die mit einer Schüssel Suppe vor der Tür stand.

Sie öffnete die Tür und ließ die Mutter herein. Sie setzten sich auf die Bettkante; wie gut war es die Mutter neben sich zu spüren. Schweigend löffelte sie ihre Suppe und auch die Mutter blieb stumm. Doch ihre Hand strich Charlotte über das Haar oder legte sich leicht um ihre Schultern. Ohne ein Wort zu sprechen spann sich zwischen den beiden Frauen ein inniges Band des Verstehens.

VII

Seine Vermutung hatte ihn nicht getäuscht; als Carl Hofmeister den Gasthof betrat, sah er den Apotheker wie fast jeden Tag auf seinem Stammplatz vor einem Krug Bier mit der Pfeife in der Hand. Friedrich August Rehbacher war ein alter Hagestolz, der den Stand der Ehe geschickt zu vermeiden gewusst hatte. Nicht dass er dem weiblichen Geschlechte abhold gewesen wäre; aber ein Eheweib – damit habe man mehr Scherereien als Gewinn, pflegte er zu sagen. Gerade heute konnte ihm der Bürgermeister hierin durchaus zustimmen.

Viel wurde im Ort wie auch in der Umgebung getuschelt, der Apotheker nenne eine ganze Schar von Wechselbälgern sein Verdienst. Denn manch stolzer Bub oder manch rosiges Mädchen in den Nachbarorten trug durchaus einige Züge des großgewachsenen Mannes. Doch Rehbacher gab stets den Satz zum Besten, dass es auf der Welt nur eine begrenzte Zahl unterschiedlicher Nasen und Ohren gebe. Daher sei es wohl nicht ungewöhnlich, wenn seine Züge auch in manchem Kindergesicht zu finden seien. Dabei lächelte er stets vielsagend. Manche mutmaßten auch, er verfüge über besondere Mittel und Tinkturen, die ihm das Wohlwollen der holden Weiblichkeit schenkten. Aber niemand hatte je einen Anhaltspunkt für dieses Gerücht gefunden. Gleichwohl schien Friedrich Rehbacher an solchen schemenhaften Andeutungen durchaus Gefallen zu finden.

Doch die eigentliche Passion des Apothekers war die Korrespondenz mit Kollegen in Nah und Fern. In erster Linie ging es um den Austausch pharmazeutischer und medizinischer Angelegenheiten, so dass er auch auf dem abgelegenen Lande von den neuesten Entdeckungen und Methoden erfuhr. Dies galt vor allem der Bekämpfung der jüngsten Cholera-Epidemie, die ganz Europa heimsuchte. Frische Luft und sauberes Wasser schienen die sicherste Vorsorge, um einer Erkrankung zu entgehen. Zum Glück hatte es im Ort und in der näheren Umgebung bisher keine Krankheitsfälle gegeben.

Zugleich aber enthielten die Briefe viele weitere interessante Nachrichten; so berichtete sein Kollege aus Weimar über die Arbeit des greisen Geheimraths von Goethe, er kannte Einzelheiten des Aufstandes in Polen und erfuhr aus Paris den Hergang der Revolution, die den französischen König Karl X. zur Abdankung gezwungen hatte. Sein entferntester Briefpartner war Conrad Altmüller, der vor einigen Jahren in den Süden Brasiliens ausgewandert war und vom regen Leben der deutschen Kolonisten berichtete.

Carl steuerte den Tisch in der Ecke an: „Gott zum Gruße, Götz“, begrüßte der Bürgermeister seinen alten Freund, dessen Spitzname auf die gemeinsame Begeisterung für den Ritter mit der eisernen Hand zurückging. Der Apotheker machte eine einladende Handbewegung. „Setz Dich, mein Freund – du siehst an einem so schönen Tag nicht gerade freudig aus. Hast du Ärger auf dem Amt oder daheim?“ Der Bürgermeister erschrak, dass man ihm seine Laune so schnell am Gesicht ablesen konnte (doch nannte nicht Hedwig sein Gesicht stets ein „offenes Buch“?). „Käthchen, bring mir einen kleinen Krug vom leichten Wein“, rief er

nach hinten, wo er die Tochter des Wirtes vermutete, die um diese Zeit die Bedienung übernahm.

Er wandte sich wieder seinem Freunde zu: „Ach, es sind die alltäglichen Kleinigkeiten“, wiegelte er ab, „außerdem hat mir Theophilus heute zugetragen, dass der Dorfschmied sich in den Gemeinderat wählen lassen will. Der macht mir mit seinen losen Reden schon genug Kummer!“ Der Apotheker nickte bedächtig. „Ja, seit den letzten Ereignissen in Paris, wo es jetzt einen „Bürgerkönig“ geben soll, wittern unsere ‚Franzosen‘ Morgenluft. Aber vielleicht ist es sogar besser, wenn er sich im Rate offen erklären muss und nicht hier und dort im Verborgenen sein Gift gegen die Obrigkeit verspritzt.“

In diesem Augenblicke brachte Käthchen, ein hübsches Mädchen von vielleicht 12 Jahren, den Wein und die Mittagssuppe für den Apotheker. „Na, hast du schon einen Schatz?“, fragte der Bürgermeister schelmisch, wie er es stets tat, wenn er die Kleine sah. Das Mädchen wurde bis in die Haarspitzen rot und rannte so rasch es konnte, davon. „Du darfst die Kleine nicht so oft necken“, mahnte sein Freund, „sie ist halt noch viel zu jung. Andererseits fehlt ihr aber schon die Unbefangenheit eines Kindes, das dir eine lustige Antwort hätte geben können.“

„Nun“, der Bürgermeister hüstelte und rutschte etwas unbehaglich auf seinem Stuhl herum. Nach einem kräftigen Schluck Wein fuhr er fort, „kennst du die Engelsche Apotheke in Darmstadt?“ „Ei freilich, warum sollte ich sie nicht kennen“, erwiderte der Apotheker, „der alte Heinrich Emanuel Merck ist ein sehr findiger Kopf. Sein Pharmaceutisch-chemisches Novitäten Cabinet erfreut sich großer Beliebtheit in Apothekerkreisen. Wieso fragst du das?“ Hierauf hatte der Bürgermeister keine so rechte Antwort. „Ich habe gehört, dass Handlungsreisende in Sachen dieser Manufaktur unterwegs sind und wohl auch unsere Lande besuchen. Ich will ja gerne wissen, was in unserem Sprengel so geschieht. Hast du denn auch schon von diesem Herrn Merck erworben?“ „Gewiss doch“, meinte der Apotheker, „ab und an kommt ein Reisender des Herrn Merck vorbei und nimmt meine Bestellungen auf, die dann einige Wochen später auch zu meiner vollen Zufriedenheit geliefert werden.“

„Das hätte ich doch merken müssen (der „Götz“ lächelte bei diesem kleinen Wortspiel)“, wunderte sich der Bürgermeister. Sein Freund hob die Hand: „Ich glaube kaum; ich wohne doch in der Nachbargemeinde und meist kommt der junge Mann auch recht früh, da er weiß, dass ich in der Apotheke für ihn keine Zeit habe.“ Aha, morgens, dachte der Bürgermeister, da war ja nachher noch Zeit mit dem Fräulein Tochter zu poussieren. Hatte Charlotte nicht häufiger am Nachmittag auf einen ‚kleinen Spaziergang, um die späte Sonne zu genießen‘, wie sie sagte, das Haus verlassen? Ab jetzt würde er aufmerksamer sein müssen. „Übrigens“, fuhr der Apotheker fort, der ahnte, dass das Interesse seines Freundes nicht rein dienstlicher Natur war, „der junge Mann ist nicht nur ein netter Kerl sondern auch sehr kundig seines Faches. Außerdem kommt er im Land ein wenig herum und weiß stets Interessantes zu berichten ...“

„Aber er ist evang ...“, der Bürgermeister biss sich auf die Zunge. Das war ihm jetzt so herausgerutscht. „Ich meine“, versuchte er zu retten, was zu retten war, „wenn er aus dem Starkenburger Landesteil kommt, wird er wohl evangelischer Gesinnung sein.“ Der Apotheker lachte: „Das wäre ja ganz etwas Neues, dass du dich darum scherst, was einer glaubt, wenn er nur euren Wein abkauft und brav die Pacht entrichtet. Du und dein Bruder, ihr würdet doch sogar an einen Chinesen oder Indianer verkaufen wollen, auch wenn die vom Papst überhaupt nichts wissen! Nun aber mal raus mit der Sprache: Da ist doch irgendetwas, das dich in dieser Sache drückt – ist es Charlotte?“

Carl fiel fast die Kinnlade herunter: „Wie kommst du ..., nein, so ist es nicht. Die Tochter ist doch dem Johann Baptist versprochen.“ „Und will ihn nicht, oder? Du weißt, ich höre mehr als du glaubst, zumal es die Damen sind, die mein Geschäft aufsuchen.“ „Hoho, der Apotheker und die Damen ...“, versuchte der Bürgermeister abzulenken. Aber sein Freund ließ sich nicht beirren. „Ich habe eine gute Meinung von dem jungen Mann; Friedrich Waller ist übrigens sein Name. Er ist stets höflich und freundlich – und ein rechtschaffener Untertan des Großherzogs!“

Die Kirchturmuhre hatte bereits halb geschlagen. Der Bürgermeister musste heimkehren, wollte er sich nicht den Unmut von Hedwig zuziehen. Rasch verabschiedete er sich von seinem Freund und machte sich auf den Weg. Die Neuigkeiten kreisten nur so in seinem Kopf, dass er fast über einen Eimer gestolpert wäre, den die Witwe Leitner vor ihre Hecke gestellt hatte, um die abgeschnittenen Zweige einzusammeln. „Wo steht Euch denn der Kopf, Herr Bürgermeister?“, fragte sie erstaunt. Der aber brummte nur etwas Unverständliches, wünschte einen guten Tag und eilte davon. Kopfschüttelnd sah ihm die Witwe nach. ‚Immer in Geschäften, nie hat er Ruhe‘ dachte sie bei sich. Konnte sie wissen, was den Bürgermeister tatsächlich aufwühlte?